

Jenny Bünnig

*Worüber wir
nicht reden*

Roman

LangenMüller

Für euch

Eine Leseprobe des LangenMüller Verlags

© 2017 LangenMüller in der
F.A. Herbig Verlagsbuchhandlung GmbH, München
Alle Rechte vorbehalten
Umschlaggestaltung: Wolfgang Heinkel
Satz: Ina Hesse
Gesetzt aus: 11,25/14,15 pt. Adobe Garamond/Optima
Druck und Binden: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-7844-3416-2

Auch als 

www.langen-mueller-verlag.de

DONNERSTAG

13:30 Uhr

»Warum gehen wir nicht rein?«

»Weil Papa Angst hat.«

»Wovor?«

»Vor Opa und Tante Patti.«

»Warum hast du Angst, Papa?«

»Ich hab keine Angst«, murmelte Daniel, kaum laut genug, dass seine Kinder ihn verstehen konnten.

Er hielt mit den Händen das Lenkrad des alten Volvo umfasst, obwohl der Motor nicht mehr lief, und sah nach draußen auf das kleine beigefarbene Haus mit dem ewig kaputten Gartenzweig neben dem Eingang. Alles sah aus wie immer, obwohl nichts wie immer war.

Wo war Patti? War sie noch nicht da? Daniel sah ihr Auto nicht. Was für ein Auto fuhr sie überhaupt? Er konnte sich nicht erinnern.

Irgendwann musste er reingehen. Natürlich. Er konnte nicht ewig mit Janne und Jonathan im Wagen sitzen und das Haus seiner Eltern von der anderen Straßenseite aus ansehen. Jonathan würde vielleicht mit ihm warten. Janne nicht.

»Ich hab keine Angst«, wiederholte Daniel lauter, wollte sich zu Jonathan umwenden, der auf der Rückbank saß, doch der Anschnallgurt ließ es nicht zu.

Kräftig zog Daniel daran, einmal, zweimal, dreimal. Drehte sich. Zerrte. Versuchte, sich aus der Umklammerung zu befreien. Es wollte ihm nicht gelingen. Nicht einmal gegen einen dämlichen Anschnallgurt gewann er. Mit einem Seufzen ließ er sich in den

Sitz zurücksinken. Schweiß stand auf seiner Stirn. Dass er ständig so schwitzen musste.

»Ich wollte nur ...«

»Was wolltest du?«, fragte Janne und drückte auf den Öffner des Ansnallers. Der Gurt sprang zurück. Daniel war befreit.

Er warf seiner Tochter einen dankbaren Blick zu.

Sie trug die Haare sehr kurz. Eigentlich hatte sie Wellen, leichte Locken. Zu erkennen war das nicht. Daniel hatte die Locken gemocht. Janne nie. Vielleicht hatte sie sich deshalb die Haare kurz schneiden lassen, vielleicht auch, damit man die Ohrringe besser sah, drei an jeder Seite. Die hatte sie sich heimlich stechen lassen. Zusanna war schrecklich wütend gewesen, Daniel nur froh, dass sich Janne nicht für einen Ring durch die Nase entschieden hatte.

»Danke.« Er lächelte sie an. Janne hatte die großen grünen Kopfhörer nicht abgesetzt, wie sie es oft tat. Nie wusste er, ob sie ihn hörte oder nicht.

Sie lächelte nicht zurück. »Was wolltest du?«

»Ich wollte nur einen Augenblick hier sitzen und ...«

»Toll!« Sie verschränkte die Arme vor der Brust, drehte das Gesicht zum Seitenfenster. In der Spiegelung der Scheibe verdoppelten sich der zusammengepresste Mund, die schwarz umrandeten Augen, die steile Falte zwischen den Brauen. »Ich wollte sowieso nicht mitkommen.«

Daniel schluckte. Ja, Janne war ein Teenager. Ja, Teenager waren schwierig. Aber das war anders. Sie wusste es. Wusste sie es?

»Wohnt in Opas Garten ein gruseliger Monsterkürbis?«, fragte Jonathan.

»Woher haste das denn?« Ohne Ansnallgurt konnte sich Daniel zu seinem Sohn umdrehen und ihn ansehen.

Jonathan wippte mit dem Fuß, als würde er einem Takt folgen, den niemand sonst hörte, sein Oberkörper wackelte leicht hin und her. Lange Autofahrten fielen ihm schwer. Alles fiel ihm schwer, wenn er ruhig sitzen musste. »Janne hat gesagt, dass in Opas Gar-

ten ein gruseliger, monstermäßiger Riesenkürbis wohnt, der kleine Kinder frisst.«

»Vielen Dank auch.« Vorwurfsvoll blickte Daniel Janne an.

»Ich habe nicht gesagt, dass er kleine Kinder frisst. Nur kleine Jungs.«

»Das macht es besser.«

Janne zuckte gleichgültig die Schultern. Sie hatte so viel von Zusanna. Lag es daran?

»Stimmt das, Papa?«

Janne war kein schwieriges Kind gewesen. Ein Einsteigermodell. So hatte Zusanna sie genannt. Wenig Geschrei, kaum Tränen und ein wunderbares Lachen, bei dem man mitlachen musste. Schnell hatten Zusanna und er gewusst, dass sie ein zweites Baby wollten. Geklappt hatte es lange nicht. Aus verschiedenen Gründen. Erst zehn Jahre später war Jonathan gekommen, und alles, was mit Janne schön und einfach gewesen war, war plötzlich schwierig geworden. Wir wussten nicht, was für ein Glück wir hatten, hatte Zusanna mal gesagt. Das stimmte nicht. Daniel hatte es gewusst. Jeden Tag. Die ganze Zeit.

»Papa!«, sagte Jonathan ungeduldig. »Papa, Papa, Papa. Stimmt das?«

»Nein.« Daniel schüttelte den Kopf. »Natürlich nicht.« Er streckte die Hand nach hinten und fuhr seinem Sohn durch das unordentliche Haar. »Kinderfressende Kürbisse gibt's nicht.«

»Und welche, die riesengroß sind?«

»Die schon.«

»Aber es wohnt keiner in Omas und Opas Garten, oder?«

»Ich hoffe nicht«, gab Daniel zurück.

»Was?«

»Ich ...«, setzte er an, wusste nicht, wie er den Satz beenden sollte.

Wind frischte auf. Im Auto spürten sie es nicht, aber Daniel sah es. Eine Böe bewegte die Blätter des großen, alten Baumes, der im Vorgarten stand, das Laub am Boden und die Schaukel, die an

einem der Äste hing. Immer noch. Wie viel Spaß sie auf dieser Schaukel gehabt hatten. Früher. Sie hatten Wettbewerbe im Weitspringen veranstaltet, versucht, die Wolken mit ihren Schuhspitzen zu treffen wie Fußbälle und den Himmel mit ihren Händen zu erreichen. Es war ihnen nicht unwahrscheinlich vorgekommen. Unmöglich schon gar nicht.

Bei allem, was sie getan hatten, hatte meist Patti gewonnen, Daniel selten, Rafael nie.

Vor den Fenstern hingen dieselben Gardinen wie in Daniels Kindheit. Vielleicht stimmte das nicht. Vielleicht waren sie in der Zwischenzeit ausgetauscht worden. Trotzdem kam es ihm so vor. Weiß waren sie, gehäkelt, mit ein bisschen Spitze. Nicht blickdicht. Man hätte näher herantreten und hindurchsehen können, um zu erfahren, was im Haus vor sich ging.

War es nicht mit allem so?

»Papaaaa!«, riss Jonathan ihn aus den Gedanken.

Jonathan konnte sehr ungeduldig sein, das hatte was mit seinem Tempo zu tun, und manchmal klang er schon so vorwurfsvoll wie Janne immer. Daniel hatte gedacht, dass er für Vorwürfe noch Zeit hatte.

»Papa!«

»Was denn?«, fragte er zurück. Er rieb sich über die Augen. Ihm fehlte Schlaf, er hatte nicht viel bekommen in letzter Zeit. Stundenlang lag er im Bett, neben sich Zusanna, die ruhig und gleichmäßig atmete, als wäre Schlafen so einfach, als wäre Nebeneinanderliegen so einfach, als wäre alles so einfach. Daniel blieb die Nächte wach.

»Haben Oma und Opa einen Riesenkürbis im Garten?«

»Weiß ich nicht.«

»Natürlich weißt du das!«, fuhr Janne dazwischen.

»Was?«

»Deswegen sind wir hier.«

»Wir sind wegen einem Riesenkürbis hier?«, fragte Jonathan.

»Nein ... Ja. Ich bin nicht sicher.«

Daniel musste an das Telefonat mit seinem Vater denken. Daran, was dieser gesagt hatte. Komisch hatte er geklungen. Daniels Vater klang immer komisch. Er konnte nicht gut telefonieren. Früher hatte Daniel nur mit seiner Mutter gesprochen und die Stimme seines Vaters im Hintergrund gehört. Seine Mutter hatte jedes Mal wiederholt, was sein Vater gesagt hatte, obwohl das nicht nötig gewesen wäre. Daniels Vater sprach von Natur aus laut.

Ja, es war um den Kürbis gegangen, beim Telefonat mit Winni letzte Woche. Aber Daniel hatte das Gefühl gehabt, dass sie nicht nur darüber gesprochen hatten.

»Das ist mir zu doof!« Janne warf ihm einen strafenden Blick zu, riss die Wagentür auf, sprang raus. Kühle Luft und das Heulen des Windes schwappten herein. Mit einem Knall schlug seine Tochter die Tür wieder zu, es war still.

Daniel sah ihr nach, wie sie mit zornigen Schritten in Richtung Haus ging. Er hätte heulen können.

»Wir sehen einen Riesenkürbis. Wir sehen einen Riesenkürbis«, sang Jonathan von der Rückbank und lachte. »Ist das nicht toll?«

»Ja.« Daniel schüttelte leicht den Kopf. »Das ist toll.«

»Können wir reingehen?« Von hinten trampelte Jonathan gegen Daniels Sitz, setzte dabei seine Mütze auf.

»Jonathan!« Daniel fasste nach hinten, versuchte, seinen Sohn am Treten zu hindern. »Willst du wirklich diese Mütze ...?«

»Was?«

»Nichts. Gehen wir.«

Daniel blickte noch einmal zum Haus. Es kam ihm vor, als könnte er das Quietschen der Schaukel hören, die sich im Wind bewegte. Er konnte sich gut erinnern, wie Patti und er den Gartenzweig beim Fußballspielen getroffen hatten. Seine Schwester hatte geschossen, von Daniel war der Ball abgeprallt, der Gartenzweig zu Bruch gegangen, und alles hatten sie auf Rafael geschoben. Rausgekommen war das nie. Und niemand hatte die Figur repariert. So war seine Familie. Wie der kaputte Gartenzweig. Niemand sagte was. Nichts wurde in Ordnung gebracht.

Daniel atmete tief ein, zwang sich, das Lenkrad loszulassen, rutschte vom Sitz, stieg aus. Es war frisch, der Wind kräftig.

»Zieh deine Jacke an«, sagte er zu Jonathan, der mit den Füßen voran von der Rückbank in eine kleine Pfütze sprang, das Wasser an seinen Beinen nach oben spritzte. Daniel hielt seinem Sohn dessen Anorak entgegen.

Jonathan nahm ihn nicht. »Ich lauf ganz schnell.«

»Dann lauf ganz schnell.« Mit einem leisen Seufzen ließ Daniel den Arm sinken. »Ich komm gleich nach. Ich ruf eben Mama an«, fügte er hinzu.

»Um ihr zu sagen, dass du sie lieb hast?« Jonathan grinste.

»Genau.«

»Iiihhhh«, rief er und rannte seiner Schwester nach.

Daniel blickte ihm hinterher und zog das Telefon aus der Tasche.

13:31 Uhr

Patrizia stand vor dem Waschbecken und starrte sich ins Gesicht. Neben ihr am Badezimmereschrank lehnten die Krücken. Sie hatte die Hände auf den Keramikrand gestützt, beugte sich vor und betrachtete das Bild, das ihr der schlierige Spiegel zurückwarf. Drei- und vierzig war sie. Wann war sie so alt geworden?

Sie trug die Haare wie immer. Hochgesteckt zu einem Knoten, der mittig auf ihrem Kopf saß. Nicht streng gebunden. Eher locker. Es hatte eine Zeit gegeben, da hatte die Frisur zu ihr gepasst. Sie hatte etwas Entschlossenes, vorwitzig, ernsthaft, aber nicht ernst. Sie hatte einer Frau gehört, die gespannt war, neugierig, die wusste, wer sie war, was sie wollte, wohin die Reise gehen würde. War Patrizia jemals diese Frau gewesen?

Lächerlich kamen ihr die Haare heute vor. Es fiel ihr schwer, sie jeden Morgen zu binden. Manchmal konnte sie die Arme kaum heben. Es waren dieselben Handgriffe, seit Jahren, sie wollten ihr nicht mehr gelingen. Immer war was falsch, und Patrizia tat es nur, weil ihr alles andere wie Aufgeben vorkam, als hätte sie es akzeptiert.

Wann war aus ihr diese Versagerin geworden?

Patrizia war am Morgen erst mit dem Zug und dann mit dem Bus gefahren. Leichter wäre es mit dem Taxi gewesen, weil sie auf den Krücken nicht gut laufen konnte, aber das konnte sie sich nicht leisten. Sie hatte kaum genug Geld für die Fahrkarten. Schon gar nicht, nachdem sie die dämlichen Schlittschuhe gekauft hatte. Was hatte sie da geritten?

Vielleicht hätte sie Busfahrerin werden sollen. Oder Zugbegleiterin. Oder das, was der fremde Mann machte, der mit dem schwarzen Aktenkoffer eingestiegen war und ihr die meiste Zeit gegenübergessen hatte.

Patrizia hatte mit dem Bus fast dieselbe Strecke genommen wie früher, wenn sie von der Schule nach Hause gefahren war. Es hatte sich angefühlt, als würde sie mit jeder Haltestelle weiter in die Vergangenheit reisen. Alte Schanze, Koloniestraße, Sportpark, Barbarasee, Wedau Bahnhof, Worringer Weg, Bissingheim Dorfplatz.

Zum Studium war Patrizia weggezogen. Es war praktischer gewesen, sie hatte nicht bleiben wollen. In den Ferien und an Wochenenden hatte sie ihre Mutter besucht. Ihren Vater nur, weil er zufällig auch da gewesen war. Mit der Zeit war es weniger geworden, sie hatte viel zu tun gehabt. Patrizia konnte sich kaum erinnern, wann sie das letzte Mal hier gewesen war. Zu Weihnachten, sicher. Danach? Ostern? Irgendwann im Sommer?

Der Weg von der Haltestelle bis zu ihren Eltern war beschwerlich gewesen. Vorbei an den Eisenbahnerhäusern, in denen heute kaum noch Eisenbahner lebten. Bis auf ihren Vater vielleicht. Langsam war Patrizia vorangekommen, einige Male gestolpert, fast gefallen. Am Haus von Giesigs war sie vorbeigegangen, die hier nicht mehr wohnten, an der Einfahrt von Familie Paulsen, dem Ehepaar Itten, das vor einigen Jahren in ein Heim gezogen war. Lebten sie noch? Zumindest einer von beiden? Manchmal hatten Daniel und Patrizia bei Ittens zu Mittag gegessen, wenn sie aus der Schule gekommen waren. Einmal hatte Patrizia bei Herrn Itten gewartet, weil ihre Mutter sie vergessen hatte. Hin und wieder hatte Frau

Itten auf Rafael aufgepasst, und als diese Sache passiert war, waren Daniel und Patrizia oft bei Ittens gewesen, mehrere Tage.

Heute hatte ein arktikblaues, neu aussehendes Auto vor der Garage gestanden. Sicher ein junges Ehepaar, eine kleine Familie. Ob sie Kinder hatten? Was machten sie beruflich? Patrizia konnte nicht aufhören, über diese Dinge nachzudenken. Immer.

Sie drehte den Wasserhahn auf. In den Leitungen gluckste es, ehe ein dünner Strahl ins Waschbecken floss. Seit Jahren ging das so. Niemand kümmerte sich darum. Patrizia hielt die Handgelenke in den salzweißen Strom. Kühl war es, fast kalt. Die Haut prickelte. Luftblasen zerplatzten. Patrizia betrachtete ihre Finger mit den Ringen, die roten Fingernägel farblich passend zum Lippenstift. Alles dasselbe. Gefühlt seit Ewigkeiten. Sie hatte mal gedacht, dass das ihr ganz eigener Stil wäre.

Aus der Tasche, einem großen erdbraunen Lederbeutel, fischte Patrizia Tablettenstreifen, drückte zwei heraus, hielt sie in der Hand, sah sie an, schluckte sie herunter und spülte mit Wasser nach, in der Hoffnung, dass es damit besser gehen würde, dass sie aufhören würde, Angst zu haben. Gab es das? Gab es Medikamente dagegen, dass man sich vor dem Leben zu Tode fürchtete?

Die restlichen Tabletten schob Patrizia in ihre Hosentasche, betrachtete ihr Gesicht im Spiegel, die Haare, den Mund, die Falten um die Augen, auf der Stirn. Dann wandte sie sich ab, griff nicht nach den Krücken, machte einige humpelnde Schritte nach hinten und ließ sich auf den Toilettendeckel sinken.

Von unten hörte sie die Klingel, Türeenschlagen, Lachen. Wahrscheinlich waren Daniel, Zusanna und die Kinder angekommen. Sie sollte nach unten gehen, sie alle begrüßen, sich freuen, dass sie einander wiedersahen. Wie lange war es her? Wie groß waren die beiden jetzt? Sie mochte ihre Nichte und ihren Neffen. Sie mochte ihren Bruder und seine Frau. Es war schön, sie zu treffen.

Patrizia blieb sitzen.

Sie hatte es nie besonders lange mit ihrem Vater ausgehalten, war immer zu ihrer Mutter geflüchtet. Das ging nicht mehr, und

Patrizia hatte lange wortlose Minuten mit ihrem Vater am Küchentisch gesessen, ehe sie sich auf den Weg ins Badezimmer gemacht hatte. Wie lange war sie hier? Fünf Minuten? Zehn? Länger?

Im Bad sah alles wie früher aus. Geblümete Tapete, lehmbraunes Waschbecken, beigefarbene Fliesen an den Wänden, dunklere auf dem Boden, Ohrenstäbchen in einer durchsichtigen Dose auf dem Regal, ein winziges Seifenstück in einer Schale neben dem Wasserhahn, vielleicht mal eine Muschel, vielleicht ein Fisch, ein weicher, plüschiger Überzug über dem Toilettensitz. Eine gehäkelte Hülle mit einigen losen Fäden hielt die Toilettenpapierrollen. Auf dem Fensterbrett standen kleine Porzellanangäne in Eierschalenweiß mit abgeschlagenen Schnäbeln und Flügeln, die irgendwer irgendwann dorthin gestellt hatte, wahrscheinlich zu Ostern, wahrscheinlich ihre Mutter. Seda hatte einen seltsamen Hang zur Spießigkeit, die zu Patrizias Vater besser gepasst hätte.

Hier, unten, das ganze Haus, nichts hatte sich verändert. Dieselben dunklen Möbel, dieselben hässlichen Teppiche auf denselben hässlichen Kacheln, dieselben Vorhänge und Platzdeckchen und Sitzkissen auf den Stühlen. Patrizias Vater war älter geworden. Das war alles.

Patrizia blickte auf ihr Gipsbein. Dick war es und schwer und kreideweiß. Aber es tat nicht weh. Nicht auf die Art. Es war eine dumme Idee gewesen. Natürlich war es nicht egal, wie viel Zeit vergangen war. Natürlich konnte man nicht, was man früher konnte. Einfach so.

Manchmal konnte sie nicht mal atmen.

Draußen vor dem Fenster sah sie den Baum mit der Schaukel. Es war windig. Die Äste bogen sich, die Blätter rauschten, einige fielen zu Boden. Durch die Spalten des Fensterrahmens bahnten sich feine Streifen kühler Luft ihren Weg, bewegten leicht die halben Häkelgardinen. Von einem hellen Austerngrau war der Himmel. Ein Oktoberhimmel. Geschichtet wie Sahnedessert. Das Jahr war fast vorbei. Patrizia hatte sich vor diesem Monat gefürchtet. Warum? Es war nicht überraschend gewesen. Vor Wochen hatte sie es

schon gewusst. So war es eben. Von Anfang an war ihr klar gewesen, worauf sie sich einlassen würde. An der Uni Karriere machen. Promovieren, sich habilitieren, immer arbeiten, immer gut sein, immer schlau, besser als alle anderen, das Ziel im Blick.

Und nun saß sie hier. Auf dem weichen Toilettenüberzug im Badezimmer ihrer Eltern. Mit einem Gipsbein. Hatte sie es wirklich gewusst? Schwachsinn! Nichts hatte sie gewusst. Gar nichts.

Patrizia angelte nach den Krücken, um nach unten zu gehen.

Unter mir schimmerte das Weiß. Es war nicht einfach weiß. An einigen Stellen ging es ins Bläuliche, an anderen schimmerte es graugrün, an wieder anderen hatte es einen Gelbstich, je nachdem, wie das Licht von der Decke darauffiel und in welchem Winkel ich es betrachtete. Von der Bande hatte es ausgesehen, als wäre es glatt. Erst als ich mit wackeligen Beinen in der Mitte stand, konnte ich erkennen, dass es Rillen hatte, feine und breite, runde, geschwungene und solche, die in einer Zacke endeten. Hier war das Eis pulverig aufgeworfen, dass es wie Schnee aussah.

Über der Bahn lag eine besondere Kälte. Ich hatte das Gefühl, sie als Glitzer in der Luft sehen zu können, unten dichter, fast funkelnd, oben beinahe unsichtbar. Rechts war der Ausgang, links das Rot der Umgrenzung, die sich um das Oval schloss, über mir das Schwarz der Decke.

Hier zu stehen, das hatte ich mir gewünscht. Wochenlang hatte ich meinen Eltern in den Ohren gelegen, endlich Eislaufen zu dürfen. Nicht einfach mit dem Schlitten oder den Schuhen über das Eis rutschen, wie wir es jeden Winter auf dem Blauen See taten. Ich wollte diese wunderbaren Drehungen machen, diese Sprünge, diese Figuren. Ich wollte über die Bahn sausen, entschlossen und elegant, wie ich es bei anderen gesehen hatte. Ich wollte diese schönen Kostüme tragen und mich im Takt der Musik bewegen und so glücklich lächeln.

Jetzt stand ich hier. Es fühlte sich nicht an, wie es ausgesehen

hatte. Hart und rutschig war der Boden unter mir. Ich hatte Schwierigkeiten zu stehen, wagte es nicht, mich zu rühren, hatte Angst zu fallen. Damit meine Füße nicht auseinanderglitten und ich auf den Kufen das Gleichgewicht verlor, musste ich mich konzentrieren. Angestrengt blickte ich meine schönen weißen Schlittschuhe an, als könnte ich sie dadurch zwingen zu bleiben, wo sie waren.

»Was ist?«, fragte meine Mutter.

Sie hatte eine große Runde gedreht und kam nun zu mir in die Mitte. Rosa leuchteten ihre Wangen. Sie lächelte. Meine Mutter lächelte immer. Sie bewegte sich auf diese geschmeidige Art. Wie Schwimmen sah das Laufen auf dem Eis bei ihr aus.

»Ich kann nicht«, sagte ich, mehr brachte ich nicht heraus, weil ich die Luft anhielt. Zu groß war meine Angst, ich könnte fallen, wenn ich atmete.

»Du kannst was nicht?« Sie blieb vor mir stehen, als wäre das ganz selbstverständlich.

»Ich kann nicht laufen.«

»Wieso nicht?«

»Es ist so rutschig.«

»Das ist Eis, Schätzchen.«

»Weiß ich.« Ich verzog das Gesicht.

»Was hast du gedacht, wie es sein würde?«

»Anders«, sagte ich. Gemeinsam blickten wir auf meine Füße.

»Ich dachte, ich könnte gleich ...« Mit der Hand machte ich eine ungenaue Bewegung, geriet aus der Balance, kippte zur Seite, wurde vor Schreck steif. Ich würde fallen! Auf den harten Boden! Mir wehtun! Mich verletzen! Meine Mutter griff nach mir, fasste meine Arme, hielt mich fest. Ich blieb stehen, fiel nicht.

Ich sah sie an, die Finger in die Ärmel ihrer Jacke gekrallt.

»Warum kann ich das nicht?«

»Ich weiß es nicht, Schätzchen.«

»Andere können das auch. Bei denen sieht es so einfach aus. Warum krieg nur ich das nicht hin? Andere schaffen immer alles

sofort.« Schon spürte ich das Brennen von Tränen, das Kratzen meiner Stimme im Hals. Ich hasste es zu weinen, aber ich hatte mir alles so schön vorgestellt. Und jetzt? »Ich dachte, es würde leichter sein.«

Meine Mutter schwieg, nickte. »Ist es nicht.«

»Es ist so hart und rutschig.«

»Ja.«

»Ich hab Angst hinzufallen und mir wehzutun.«

»Versteh ich gut.« Sie legte eine Hand auf meine Wange. »Hab ich auch.«

»Aber du fährst trotzdem.«

»Was wär die Alternative? Ich kann nicht die ganze Zeit in der Mitte stehen und nichts tun. Irgendwann bekomme ich Hunger.« Mit einem Grinsen tippte sie mir auf die Nasenspitze. »Und um am Rand zu sitzen und zuzusehen, macht es mir zu viel Spaß.«

»Wie schaffst du das?«

»Ich mache einen Schritt.«

»Und?«

»Mehr nicht.«

»Aber ...«

»Das mach ich jedes Mal.«

»Ich weiß nicht, wie«, sagte ich. Zurück kam der weinerliche Klang meiner Stimme und ärgerte mich. Ich wollte keine Heuluse sein, keins von den Mädchen, die ständig flennten.

»Du musst den Fuß heben und nach vorne setzen und ...«

»Ich weiß, wie man einen Schritt macht!«, gab ich ärgerlich zurück. Meine Mutter machte sich lustig. Das half mir nicht.

»Wo ist dann das Problem?«

»Ich ...« Sie musterte mich, wartete. Ich wartete ebenfalls. »Hilfst du mir? Hältst du mich fest?«

»Ich halt dich immer fest, Schätzchen.«

Ich zögerte, blickte auf meine Schlittschuhe und das Weiß darunter. Wie sollte ich die Kufen vom Eis lösen? Ich würde umfal-

len. Sofort! Ich würde mir wehtun. Ich würde mir die Knie aufschlagen. Vielleicht sogar das Kinn. Die ganze nächste Woche würde ich mit einem Verband an den Beinen und einem Pflaster im Gesicht herumlaufen müssen. Schrecklich peinlich! Alle Kinder in der Schule würden mich auslachen. Gut, nicht alle Kinder. Letzten Monat war ein Klassenkamerad von mir, Sven, mit einem blauen Auge in den Unterricht gekommen. Niemand hatte gelacht. Patrick hatte was Doofes gesagt, Patrick sagte ständig was Doofes. Und als Maren beim Spielen hingefallen war und sich einen Zahn abgebrochen und furchtbar geweint hatte, hatten wir anderen sie getröstet.

Wehtun würde es trotzdem!

Ich dachte an meine Knie, meinen Hintern, an meine Handgelenke und meinen Kopf. Wahrscheinlich würde ich hinfallen. Wahrscheinlich würde es wehtun. Ich schob meinen Fuß nach vorne. Als die Kufe über das Eis glitt, hinterließ sie eine schmale Spur. Wackelig war es, rutschig. Ich fühlte mich unsicher. Meine Mutter hielt mich fest. Ich wartete. Wartete länger. Machte den nächsten Schritt. Vielleicht würde ich hinfallen. Vielleicht würde es wehtun. Geschmeidig und elegant fuhr meine Mutter rückwärts vor mir her. Ich folgte, stockend, zögerlich. Meine Finger presste ich um ihre Hände. Wir wurden schneller. Der frische Wind fuhr mir ins Gesicht. Das Gleiten ging ganz von selbst, ohne Kraft, und fühlte sich schön an.

Ja, vielleicht würde ich hinfallen. Vielleicht würde es wehtun.

13:35 Uhr

Daniel hatte Zusanna nicht erreicht. Zweimal hatte er es versucht, es lange klingeln lassen und schließlich aufgegeben. Er war seinen Kindern nachgegangen, am kaputten Gartenzwerg vorbei ins Haus.

Es roch nach Mittagessen. *Feijoada*. Schon an der Tür drang Daniel der würzige Duft nach Zwiebeln, Knoblauch und Pfeffer

entgegen, wie so viele Male, wenn er von der Schule nach Hause gekommen war. Eintopf war das Einzige, was seine Mutter hatte kochen können. Sie hatte es von ihrer Mutter gelernt. Es war einfach und ging schnell. So oft hatte sie das Essen verbrennen lassen, weil irgendwas dazwischengekommen war, dass Daniel kaum wusste, wie es richtig schmeckte. Einmal war er mit Zusanna in einem brasilianischen Restaurant gewesen. Du bist so wenig brasilianisch, hatte sie gesagt. Du hast so wenig von deiner Mutter. Früher hatten Patti und er sich Essensbrasilianer genannt.

Feijoada completa hatten sie an diesem Abend bestellt, mit Reis und *Farofa*. Hatte seine Frau gewusst, dass sie Schweineohren und -füße gegessen hatten? Er hatte es ihr nicht gesagt. Zusanna hatte es geschmeckt, Daniel nicht.

Nachdem er seine Jacke an die Garderobe gehängt hatte, ging er dem Duft nach. Es roch nicht angebrannt. Janne und Jonathan waren bereits in der Küche. Er hörte ihre Stimmen, dazwischen die seines Vaters. Wo war Patti? War sie noch nicht da? Würde sie kommen?

Er musste mit ihr reden.

Einige Male hatte Daniel ihr auf die Mailbox gesprochen. Sie hatte nicht zurückgerufen.

»Dein Sohn is 'n Rock am Tragn«, war das Erste, was Winni sagte, als Daniel den Raum betrat, der sehr warm war. Kein Fenster war offen. Wahrscheinlich lief die Heizung.

Daniel sah zu Jonathan, der vor der Küchentür stand, die Hände zu beiden Seiten seiner Schläfen, und nach draußen spähte. Hatte er was gehört?

»Hallo«, erwiderte Daniel, ging zögerlich zu seinem Vater, der eine Schürze trug und seine orangefarbene, leuchtende Bahnfahrerwarnweste. In der Hand hielt er einen Kochlöffel. Seine Wangen waren rot und schwitzig. Das Schwitzen hatte Daniel definitiv von ihm.

War das ein blauer Fleck an seinem Auge?

Falten bestimmten Winnis Gesicht, teilten es ein, in kleine und

große Partien, gerade und schräg. Über die Jahre waren die verschiedenen Ausdrücke in seinen Zügen stehen geblieben, bewegten sich kaum noch. Schon vor einer Weile hatte sein Bart die Farbe verloren, nun war ihm auch das letzte bisschen Grau abhandengekommen. Dicht und weiß und borstig lag er unter Winnis Nase, nicht mehr so ordentlich gestutzt wie früher.

»Ich freu mich auch, dich zu sehn.« Daniel umarmte seinen Vater, klopfte ihm den Rücken. Die Wange seines Vaters war ganz kurz an seiner.

»Dein Sohn trägt 'n Rock.«

»Ich weiß.«

»Er is 'n Junge.«

»Ich weiß.«

»Wie 'n Mädchen siehter damit aus. Jungs tun keine Röcke tragn.«

Anstatt zu antworten, richtete Daniel den Blick erneut auf Jonathan. Er hatte einen dunkelblauen *Cars*-Pullover an, Turnschuhe, die eigentlich blinken konnten, es aber nicht taten, eine schwarze Strumpfhose mit Schlammgespritzern und einen geblühten Rock. Natürlich hatte Jonathan auch Hosen, er trug sie nicht gern. Keine einzige hatte er sich letztes Mal beim Einkaufen ausgesucht, sondern war in die Mädchenabteilung gelaufen, zu einem dunkelblauen Rock, der sich bauschte, wenn man sich drehte. Im Kindergarten hatte eine Erzieherin Daniel darauf angesprochen. Sie hatte ihn extra noch mal angerufen, abends, war besorgt gewesen. Ob Jonathan unglücklich sei, ob sie Daniel einen guten Kinderpsychologen empfehlen sollte. Er müsste dringend das Gespräch mit seinem Sohn suchen. Daniel verstand nicht. Wo war das Problem? Sollte er seinen Sohn zwingen, Hosen anzuziehen? Zwei Wochen lang war ein Junge in einem Piratenkostüm in den Kindergarten gegangen, und ein Mädchen trug partout keine Schuhe. Dazu hatte niemand was gesagt.

»Und wat soll die Mütze?«, fragte sein Vater.

»Er mag sie.«

»Dat is 'n Einhorn. Dat kannste nich machn. Deinen Sohn 'ne Einhornmütze tragn lassn. Dat kommt davon, weiße?«

»Was meinst du?«

»Arbeiten muss 'n Mann. Et is nich richtig, datte deine Frau dat Geld verdienen lässt. Männersache is dat.«

Daniel schwieg und spürte, wie Schweißperlen seinen Rücken hinab liefen. Elendig heiß war es. Er wusste, wie sein Vater war. Es war besser, nichts zu sagen.

»Wat für 'n Mann soll aus ihm werdn, wanner 'ne alberne Einhornmütze trägt? Lächerlich sieht dat aus!«

»Im Gegensatz zu deiner Warnweste?«, fragte eine Stimme von der Tür aus.

Daniel drehte sich um. Im Kücheneingang stand Patti, gestützt auf zwei Krücken, den Mund leicht verzogen, nach links oben. Immer etwas spöttisch. Warum hatte sie Krücken?

»Tante Patti!«, rief Jonathan und stürmte auf Daniels Schwester los, warf sich ihr in die Arme und sie beinahe um. Janne stand ebenfalls von ihrem Platz am Tisch auf und ging zu ihr, wurde von Patti umständlich, aber innig gedrückt, während die am Türrahmen das Gleichgewicht hielt.

Patti lachte. Sie sah aus wie immer. Und irgendwie nicht.

Sie trug die Haare zusammen, ihren roten Lippenstift, eine dunkle Bluse mit kleinen weißen Punkten, eine schwarze Stoffhose, einen Schuh links, dazu den Gips rechts. Ein weißes Ungetüm von der Mitte ihres Fußes über das Fußgelenk bis hinauf zum Knie, die Zehen guckten raus. Das war anders. Der Gips. Natürlich. Doch daran lag es nicht, dass sie anders aussah.

»Warum hast du Krücken?«, wollte Jonathan wissen.

Patti ging leicht in die Knie, beugte sich so weit wie möglich nach unten, um Jonathan ins Gesicht zu sehen. So machte Daniels Schwester es, wenn sie mit seinen Kindern sprach. Sie war die Erste gewesen, die Janne und Jonathan nach der Geburt im Arm gehalten hatte. Noch vor Seda und Winni. Davon gab es Fotos. Sie gehörten zu Daniels Lieblingsbildern.

»Ich bin gefallen«, sagte Patti.

»Tut es weh?« Jonathan streckte die Hand nach dem Gips aus.

»Nur manchmal. Du hast eine schöne Mütze.« Mit den Fingerspitzen zupfte sie am weichen, rosafarbenen Stoffhorn, das auf Jonathans Stirn thronte.

»Das ist ein Einhorn.«

»Hab ich mir gedacht.«

»Magst du Einhörner?«

»Ich liebe sie.«

»Ich auch.« Jonathan lächelte breit.

»Wusstest du, dass Einhörner die edelsten aller Fabeltiere sind und für das Gute stehen? Es gibt Darstellungen von ihnen in der christlichen Kunst, die aus dem 12. Jahrhundert stammen. Ganz schön alt, oder?«

»Hm«, machte Jonathan unbeeindruckt. »Ein Mann hat mal einem Babystier ein Horn von der Seite weggenommen und es auf die Stirn gesetzt. Es ist drangewachsen, und er sah aus wie ein Einhornstier.«

»Das wusste ich nicht.«

»Ich weiß alles über Einhörner.«

»Sieht so aus.«

»Gib nicht so an!«, knurrte Janne, die ihre Kopfhörer abgenommen hatte. Sie baumelten ihr nun um den Hals. »Du weißt nicht alles über Einhörner.«

»Wohl. Weiß ich wohl.«

»Red keinen Scheiß!«

»Papa! Janne hat Scheiß gesagt.«

»Du jetzt auch.«

»Du aber zuerst.«

»Und?« Janne zuckte die Schultern.

Zögerlich kam Daniel näher. Er musste an den Tag denken, als die Sache mit Rafael passiert war. Irgendwie kam ihm ständig dieser Tag in den Kopf, wenn er seine Schwester sah. War das immer so gewesen? Schon früher? Oder erst jetzt? Ging es ihr genauso?

Es war einer der schönsten Tage gewesen. Und der schlimmste.

»Hallo«, sagte Daniel, machte einen weiteren Schritt auf Patti zu, umarmte sie unbeholfen. Sie fühlte sich dünner an, vielleicht war er auch dicker. »Schön, dich zu sehen.«

Sie nickte.

»Ich hab ein paarmal versucht, dich anzurufen.«

»Ich hatte viel zu tun.«

Was sollte er sagen? Gab es irgendwas, das Daniel sie fragen oder ihr erzählen konnte? Ihm fiel nichts ein. Warum fiel ihm nichts ein? Patti war seine Schwester, sie waren mal unzertrennlich gewesen. Nicht so unzertrennlich, wie er gedacht hatte. Aber trotzdem. Es war so unendlich weit weg.

»Sagst du mir noch, woher du das blaue Auge hast?« Mit einer der Krücken deutete Patti auf ihren Vater.

»Is kein blaues Auge.«

»Natürlich ist das eins.«

»Ich werd wohl besser wissn, ob dat 'n blaues Auge is oder nich. Dafür brauch ich ...«

»Es riecht nach *Feijoada*«, unterbrach Daniel ihn, sah zum Herd und dann Winni an.

»Dat liegt wohl daran, dat ich *Feijoada* am Kochn bin.«

»Was ist Fädschoada?«

»Ein brasilianischer Eintopf«, erklärte Daniel an Jonathan und Janne gewandt.

»Seit wann kannst du *Feijoada* kochen?« Auf ihre Krücken gestützt, humpelte Patti in Richtung Küchentisch. Als sie einen Stuhl erreicht hatte, ließ sie sich fallen und lehnte die Gehhilfen neben sich. »Seit wann kannst du überhaupt *irgendwas* kochen?« Sie gab ein spöttisches Geräusch von sich.

Seine Schwester konnte unglaublich spöttisch sein, schon als Kind. Daniel hasste das.

»Auf jeden Fall riecht es sehr lecker.«

»Ich hab nicht gesagt, dass es das nicht tut. Ich hab nur ...«

»Machst du sie mit Schweine- oder Rindfleisch?«

»Ich tu sie mit gar keim Fleisch machn.« Winni rieb sich die Hände an der Schürze ab, hatte den Kochlöffel zur Seite gelegt.

»Hah!«, machte Patti.

»Wieso nicht?«

»Ich ess kein Fleisch.«

»*Du* isst kein Fleisch?« Patti verzog das Gesicht auf eine Art, wie nur sie es konnte. Hochgezogene Augenbrauen, gerümpfte Nase, spitze Lippen. Man fühlte sich am Ende wie der letzte Idiot. Oft war es Daniel so gegangen. Auch heute noch.

»Seit wann isst du kein Fleisch?«, fragte er.

»Tu ich eben nich.«

»Janne isst auch kein Fleisch«, sagte Jonathan. »Sie ist Vegetarier.«

»Vegetarierin«, verbesserte Janne, die auf der anderen Seite des Küchentischs Platz genommen hatte, die Kopfhörer wieder aufgesetzt.

»Warum ham die jungn Leute heute ständig diese Dinger auffe Ohrn?« Daniels Vater schüttelte den Kopf. »Schäbbig find ich dat. Is doch keine Art. Du musst den Leutn doch ordentlich zuhörn.«

»So wie du?«

»Können wir dir irgendwie helfen?« Daniel versuchte zu lächeln. Es wollte ihm nicht gelingen. Warum war kein einziges Fenster auf? Er würde an der warmen Luft noch ersticken.

»Nein.«

»Sollen wir schon mal den Tisch decken?«

»Wenn's euch Spaß macht.«

»Das ist so typisch!« Genervt stöhne Patti auf.

»Wat?«

»Warum kannst du nicht einfach sagen: Ja, danke für die Hilfe. Ist das so schwer?«

»Wenn ich doch keine Hilfe brauchn tu.«

»Brauchst du ja nie. Alles schaffst du allein. So ein Schwachsinn! Ich hab keine Ahnung, warum ich hier bin.«

»Wegen dem Riesen Kürbis«, erwiderte Jonathan und blickte erst

Patti ernst an, dann Daniel. »Oder, Papa? Janne sagt, wir sind wegen dem Riesenkürbis hier.«

»Ich dachte, das wär ein Scherz!« Aus ihrem Knoten hatte sich eine Strähne gelöst, die sich Patti nun aus dem Gesicht strich.

Früher, als Kind, als Jugendliche, hatte sie die Haare offen getragen. Eigentlich hatte sie Wellen, ein bisschen wie Janne. Seit Patti zum Studium weggezogen war, kannte Daniel sie nur mit diesem Knoten auf dem Kopf. Ein bisschen wie ein Knopf, den man drücken musste. Ein Buzzer. Wie beim *Familienduell*. Was gefiel seiner Schwester daran? Wie eine alte, verbitterte Gouvernante wirkte sie damit. Diese Frisur hatte nie zu ihr gepasst.

»Ich dachte, wir sollten kommen, weil ...« Als Patti ihm einen Blick zuwarf, nickte Daniel langsam.

»Dachte ich irgendwie auch ...«

Enttäuschung erschien auf Jonathans Gesicht. »Dann gibt es keinen Riesenkürbis?«

»Natürlich tuts den gebn!«, antwortete Daniels Vater. »Und es ist nicht nur irgendein Riesenkürbis. Sondern der größte Riesenkürbis vonne Welt.«

»Von der *ganzen* Welt?«, staunte Jonathan.

Patti verdrehte die Augen.

»So isset.«

»Und wo? Wo ist er?« Aufgeregt hüpfte Jonathan auf der Stelle, dass das Horn auf seiner Mütze vor- und zurückschwang.

Um diese Begeisterung, die aus dem Nichts kommen konnte, beneidete Daniel seinen Sohn. War das eins von den vielen Dingen, die einem verloren gingen, wenn man erwachsen wurde? War er als Kind auch so gewesen? Rafael schon.

»Im Garten.«

»Im Garten, im Garten, im Garten!« Jonathan lief zur Küchentür, hielt inne, als er sie erreicht hatte, spähte nach draußen und runzelte die Stirn. »Frisst der Kinder?« Er drehte sich zu seinem Opa.

»Nur die bösn.«